

Giùlainidh do chasan thu far a bheil do chridhe.

Deine FüÙe tragen dich dorthin, wo dein Herz ist.



Prolog

Emily wacht mit einem dumpfen Pochen in ihrem Kopf auf. Sie kann die Augen kaum öffnen und drückt sich mit beiden Händen die Schläfen, als könnte sie so die Schmerzen lindern. Mühsam stützt sie sich mit dem Ellbogen auf dem Bett ab und setzt sich langsam auf. »Wo bin ich?« Ihre Kehle brennt und Beklommenheit breitet sich in ihr aus, als sie die Worte laut ausspricht – die Pein in ihrem Kopf ist für einen Moment vergessen. Angstvoll lässt sie ihren Blick durch das Zimmer gleiten.

Blumige Vorhänge zieren das Fenster. Das riesige Holzbett, das mit grünem Samt überzogen ist, füllt den halben Raum. Vor ihr weist eine halb offene Tür in einen weiteren Raum, gleich daneben ist ein offener Kamin eingebaut. Neben dem Bett steht ein uralter Schminktisch mit einem ovalen Spiegel, rechts und links je einen Kerzenständer und auf einem Hocker liegt ein Dudelsack – sie hat das Gefühl, um Jahrhunderte zurückversetzt worden zu sein. Angestrengt denkt sie nach, kann sich aber nicht erinnern, dieses Zimmer jemals zuvor gesehen zu haben. Dieser altertümlich eingerichtete Raum ist ihr vollkommen fremd. Sie

schluckt einmal trocken. Vorsichtig lässt Emily ihre Füße auf den Teppich gleiten und tritt mit unsicheren Schritten ans Fenster. Die Sonne scheint grell vom Himmel und sie muss die Augen zusammenkneifen beim Versuch, sich zu orientieren. Vor ihr erstreckt sich eine riesige Rasenfläche, die an einen Wald angrenzt. Etwas entfernt steht unter einer mächtigen Eiche ein kleines Häuschen. Emily schaut nach unten auf den Kiesplatz und stellt fest, dass sie mindestens im dritten Stockwerk sein muss. Sie hat keine Ahnung, wo sie hier gelandet ist, und vor allem, wie!

Hat sich jemand einen schlechten Scherz mit ihr erlaubt?

Sie dreht sich um und geht mit leisen Schritten zur halb offenen Tür. Vorsichtig stößt sie sie auf und riskiert einen Blick ins Zimmer. Auch dieser Raum ist mit antiken Möbeln ausgestattet und wirkt mit seinen Accessoires so, als wäre er bewohnt. Sieht aus wie in einer Filmkulisse. Oder ist sie in eine andere Epoche katapultiert worden? Die Arme noch immer um sich geschlungen, registriert sie jedes Detail. Ein antiker Ohrensessel mit rotem Samt überzogen, thront inmitten des Raumes. Über der Rückenlehne liegt eine Decke in grünem Schottenmuster. An den Wänden hängen Bilder von Disteln. In einer Ecke steht eine kleine dunkelbraune Kommode mit gedrechselten Beinen, auf der ein Buch liegt.

Emily dreht sich wieder um. Befindet sie sich in einem Herrenhaus? Sie lässt ihren Blick über die hohe Zimmerdecke gleiten. Oder einem Schloss?

Noch immer ein wenig unsicher auf den Beinen, taumelt sie in Richtung Zimmertür. Neben der steht ein geschlossener Sekretär und darauf zwei weitere Kerzenständer. Da erblickt Emily ihre Handtasche, angelehnt an das Möbelstück. In Windeseile macht sie ein paar Schritte, kniet sich auf den Teppich und durchwühlt die Tasche nach ihrem Handy – es ist weg. Emily dreht den Kopf zur Tür. Sie muss hier raus. Ruckartig steht sie auf. Dabei wird ihr schwarz vor Augen, und sie muss sich an der Kommode abstützen. Langsam atmet sie tief ein und aus, ihr Gesicht legt sie in ihre Hände.

Allmählich stabilisiert sich ihr Kreislauf. Mit zittriger Hand greift sie die Türklinke, hält dann aber inne. Was, wenn jemand draußen steht? Sie schaut sich nach einem Gegenstand um, der ihr als Waffe dienlich sein könnte. Entschlossen packt sie einen der Kerzenständer, dann drückt sie den Türgriff nieder. Verschlossen ...

Ihre Angst verstärkt sich. Noch einmal rüttelt sie am Türknauf – nichts.

»Aufmachen!« Panik breitet sich in ihr aus. »Aufmachen!«, schreit sie aus voller Kehle und schlägt mit der Faust an die Tür – nichts.

Emily macht einen Schritt rückwärts. Sie zieht fröstelnd ihr Strickjäckchen enger und schlingt ihre Arme um sich, den Kerzenständer hält sie noch immer in der Hand. Ihre Beine drohen zu versagen und ein stechender Schmerz jagt erneut durch ihren Kopf.

Was ist passiert? Was will man von ihr? Wie lange hält

man sie hier schon gefangen? Einen Tag, zwei oder gar drei? Sie kann keinen klaren Gedanken fassen. Will man sie umbringen?

Emily dreht sich um, läuft geradewegs in den angrenzenden Raum und stellt sich hinter den Ohrensessel. Ihre Nasenflügel beben, die Halsschlagadern pochen. Krampfhaft hält sie sich an der Rückenlehne fest und wartet. Bereit anzugreifen, sollte jemand das Zimmer betreten – doch nichts tut sich. Zögerlich dreht sie den Kopf zum Fenster hinter ihr, schaut noch einmal kurz zur Tür zurück, dann dreht sie sich ganz zum Fenster und schaut hinaus. Auch hier kann sie nur feinsäuberlich geschnittenen Rasen und den angrenzenden Wald sehen.

Sie hofft, dass bald jemand kommt – oder doch lieber nicht? Emily setzt sich auf den Sessel und zieht die Beine hoch, die Knie fest an ihren Oberkörper gedrückt. Die Finger presst sie an ihre pochenden Schläfen, den Kerzenständer noch immer in ihrer Hand.

Ein Knarren ertönt und die Tür im anderen Raum öffnet sich. Erschrocken klammert sich Emily mit der einen Hand an die Armlehnen des Sessels. Sie weiß nicht, soll sie aufstehen, angreifen oder flüchten – und bleibt doch wie erstarrt sitzen. Der Puls schlägt ihr bis zum Hals. Draußen hört sie jemanden hantieren, ein Scheppern ertönt, dann schließt sich die Tür wieder.

Sie hat keine Ahnung, wie lange sie so verkrampft und ohne mit den Wimpern zu zucken dasitzt, bevor sie sich langsam aus dem Sessel hievt.

Schritt für Schritt wagt sie sich vorsichtig zur Tür ins Schlafzimmer. Sie streckt ihren Kopf vor, bereit, ihn jederzeit wieder zurückzuziehen. Mit weit geöffneten Augen schaut sie ums Eck. Gefasst hebt sie den Kerzenständer hoch, bereit zuzuschlagen.

Niemand ist zu sehen. Auf dem dunkelbraunen Sekretär neben der Tür hat jemand ein Tablett mit Essen hingestellt.

Emily wendet ängstlich den Kopf von einer Ecke des Zimmers zur anderen, um sicherzugehen, dass sich niemand mehr im Raum befindet. Sie senkt den Blick zu Boden und in Richtung des Bettes. Ein Behang mit Rüschen hängt von der Bettkante bis auf den Teppich. Vorsichtig bückt sie sich und schiebt den Ziertorhang etwas beiseite. Nichts rührt sich. Nun geht sie auf die Knie und schaut unters Bett – hier herrscht nur gähnende Leere.

Etwas erleichtert steht sie auf, eilt die paar Schritte zum Sekretär. Auf einem Tablett liegt ein Teller unter einer Wärmekugel und zwei verschlossene Wasserflaschen. Vorsichtig hebt sie das halbrunde Metallstück hoch und begutachtet das Essen. Es riecht köstlich, sogleich verspürt sie Hunger und vor allem Durst. Sie stellt den Kerzenleuchter zum anderen zurück, nimmt eine Flasche und dreht den Deckel auf. Ein Zischen ertönt – also sollte das Wasser gut sein; zumindest hofft sie das. Ihr Durst ist so enorm, sie kann gar nicht anders und leert sie zur Hälfte.

Unter dem Teller schaut ein kleines Stück Papier hervor. Behutsam zieht sie es heraus, darauf steht ein handgeschriebener Text:

›Das Essen ist nicht vergiftet. Wir wollen nur Ihr Bestes.«

»Nur mein Bestes?«, spricht sie laut aus. Emily kommen die Tränen. »Was soll das, warum haltet ihr mich dann fest?«, schreit sie in den Raum. Ihre Stimme kratzt; um dem entgegenzuwirken, trinkt sie den ganzen Inhalt der Flasche. Das Essen lässt sie vorsichtshalber stehen, obschon ihr Magenknurren unüberhörbar ist. Zur Linderung presst sie ihre Hand auf den Bauch.

»Hallo?«, ruft sie in Richtung Tür. »Was wollen Sie von mir?« Sie spitzt die Ohren – nichts. Kein Geräusch, keine Stimmen, nichts. Sie wischt sich über die nassen Wangen, während ihr Blick die Kuppel, die das Essen versteckt, fixiert. Und doch getraut sie sich nicht, auch nur einen Bissen davon zu nehmen.

Hungrig und immer noch unruhig setzt sie sich wieder in den Sessel im Nebenraum. Wenn man sie umbringen wollte, dann hätte man dies bestimmt schon längst getan. Was wollen die denn nur von ihr? Sie kann nicht sitzen bleiben und geht wieder ans Fenster im Schlafzimmer. Draußen im Park läuft ein Mann in Richtung des Häuschens. Hastig versucht sie das Fenster aufzumachen – doch es ist verriegelt. Alles Rütteln und Schütteln hilft nichts. Sie trommelt an die Scheibe und schreit aus Leibeskräften:

»Hallo, hallo, helfen Sie mir!« Panisch muss sie zusehen, wie die schwarz bekleidete Gestalt am Häuschen vorbeigeht und im Wald verschwindet. Entmutigt legt Emily die Stirn an die kühle Glasplatte, und lässt sich nach einer Weile auf der Fensterbank nieder – den Blick starr auf die Umgebung

gerichtet, in der Hoffnung, dass diese Gestalt wieder auftaucht.

Die Zeit zieht sich unendlich lange hin, und keine Menschenseele lässt sich mehr blicken. Um sich abzulenken, blättert sie im Buch, das auf der Kommode im Nebenzimmer steht. Es erzählt Geschichten aus der Antike. Die vergilbten Seiten und das abgenutzte Cover zeugen von längst vergangenen Zeiten. Sie hüllt sich in die karierte Decke, setzt sich einmal mehr in den roten Sessel und zieht ihre Beine an. Verzweifelt versucht sie sich in die Lektüre zu vertiefen.



Draußen fängt es langsam an zu dämmern, und Emily hat das Essen noch immer nicht angerührt. Sie sitzt weiterhin im hinteren Zimmer – irgendwie fühlt sie sich hier sicherer, auch die Kopfschmerzen haben nachgelassen. Erschöpft schließt Emily das Buch. Das dumpfe Licht im Raum erschwert es ihr, weiter zu lesen. Es müssen mindestens zusätzliche zwei Stunden vergangen sein, und noch immer gibt es kein weiteres Zeichen von irgendjemandem im Haus. Emily ist tief in Gedanken versunken, als die Tür ins Hauptzimmer wieder knarrt.

Erschrocken lässt sie das Buch fallen, springt vom Ohrensessel auf, und dreht den Kopf in Richtung des Knarrens, unfähig einen Schritt zu gehen. Sie spricht sich in Gedanken selber Mut zu, trotzdem bleibt sie reglos stehen.

Jemand betritt den Raum und als sich die Schritte dem Nebenzimmer nähern, bleibt Emily für einen Augenblick das Herz stehen. Ein seltsames Rauschen breitet sich in ihrem Kopf aus, als ob sie jeden Moment das Bewusstsein verlieren würde, da trifft sie ein Lichtstrahl direkt ins Gesicht.

»Emy, Gott sei Dank! Endlich habe ich dich gefunden!« Mit gesenkter Stimme und sichtlich erleichtert, tritt ihr Deenah, ihre zwei Jahre jüngere Schwester, gegenüber. Emilys Beine geben nach, und sie sinkt wieder kraftlos auf den Samtsessel. Die Anspannung fällt von ihr ab und Tränen laufen ihr über die Wangen. »Oh mein Gott, Deenah! Bin ich froh, dich zu sehen. Was ist nur los? Wo bin ich und was tue ich hier?«

»Emily, komm, wir müssen hier raus«, beschwört Deenah sie und zieht an ihrem Arm, ohne auf ihre Fragen einzugehen. Irritiert folgt sie Deenah. Es fällt Emily schwer, ihre Beine unter Kontrolle zu bekommen, sie muss sich mit aller Kraft zusammenreißen. Deenah nimmt sie an der Hand und gemeinsam verlassen sie das Zimmer. An der Tür packt Emily ihre Handtasche und klemmt sie sich unter den Arm. Gleich ums Eck führt sie eine schmale, steile und runde Steintreppe hinunter in den zweiten Stock. Der Lichtstrahl von Deenahs Handytaschenlampe huscht nervös über die Stufen.

Unten angekommen verlässt ihre Schwester den Treppenraum und zerrt Emily in ein Zimmer, das genau unter dem liegt, wo sie gefangen gehalten wurde. Im Dämmer-

licht kann sie erkennen, dass dieses Zimmer ebenso altertümlich eingerichtet ist.

Deenah zieht sie an einem kleinen Holztisch mit Stühlen vorbei und schiebt einen Ohrensessel zur Seite. Dahinter kommt eine niedrige Tür zum Vorschein. Hastig zerrt Deenah Emily durch diese Öffnung, vor ihr windet sich wiederum eine steile, schmale Steintreppe, die runter ins Freie führt. Panisch schaut Emily zurück die Treppe hoch. Ihre Schwester treibt sie an, weiter zu laufen. Keuchend folgt sie ihr bis zu einem Auto, das hinter einer Hecke geparkt ist.

Hektisch bedeutet ihre Schwester ihr, in den Wagen zu steigen. Während Deenah sich ans Steuer setzt, hält sie den Zeigefinger an die Lippen, zeigt dann zu ihren Ohren und sucht mit den Augen symbolisch das Wageninnere ab. Irritiert hebt Emily die Schultern. Rechnet Deenah damit, dass sie abgehört werden?

Deenah startet den Motor und lenkt den Wagen auf die Straße. Emily schaut aus dem Fenster und erkennt im Mondschein die Silhouette eines Schlosses. Ihr Herz pocht und ihre Augen fixieren das Gebäude. Wo sind sie hier nur? Das Bild der zwei hohen Türme brennt sich in ihrem Kopf ein.

Ein Stupser von Deenah holt Emily aus ihrer Starre. Sie dreht den Kopf zu ihrer Schwester, welche auf eine Handtasche zeigt, die auf dem Boden neben Emilys Beinen liegt. Emily greift danach und findet darin ein Sandwich. Sie spürt das Rumoren in ihrem Magen wieder. Dankbar

schaut sie Deenah an, nimmt das Eingelegte raus und beißt beherzt rein. Den würzigen Geschmack des Salamis, lässt sie auf ihrer Zunge zergehen. Wie lange hatte sie nichts mehr gegessen? Sie verschlingt Bissen für Bissen.

Die abgelegene Umgebung ist ihr fremd, im Dunkeln ist kaum was zu erkennen. Eine gute viertel Stunde fahren sie durch die Gegend, bis sie auf die Autobahn abbiegen. »Aberdeen«, sie befinden sich in der Nähe von Aberdeen? Hunderte von Fragen schwirren ihr wie lästige Fliegen durch den Kopf. Sie wirft ihrer Schwester einen hilfesuchenden Blick zu, aber Deenah ist ganz aufs Fahren konzentriert. Emily hält sich krampfhaft an ihrem Sicherheitsgurt fest. Was würde sie jetzt dafür geben, Deenahs klare und ruhige Stimme zu hören.

Bekommen richtet auch Emily ihren Blick auf die Straße. Die schrecklichen Stunden der Gefangenschaft drängen sich ihr wieder auf. Sie schlingt die Arme um sich und versucht so, die Kälte, die ihren Körper durchzieht zu mildern, während sie weiter nach Erklärungen sucht.

Wo fährt Deenah hin? Ihr Zuhause, St. Andrews, liegt in entgegengesetzter Richtung, weiter südlich an der schottischen Küste. Ein mulmiges Gefühl breitet sich in Emilys Bauch aus, als sie am Hafen von Aberdeen ankommen. Ihre Schwester stellt den Wagen ab und steigt aus. Warum halten sie hier? Emily folgt der Aufforderung ihrer Schwester, ebenfalls auszusteigen. Zögerlich öffnet sie die Autotür, nimmt ihre Handtasche und folgt Deenah zum Kofferraum. Verständnislos schaut sie zu, wie Deenah

einen Koffer und eine größere Tasche aus dem Kofferraum hievt. Was will sie damit?

Deenah bedeutet Emily mit einer Kopfbewegung, ihr zu folgen. Sie fröstelt, zieht sich das Jäckchen enger, und läuft ihrer Schwester schweigend nach.

Erst in einer größeren Entfernung des Wagens bleibt Deenah stehen, lässt den Koffer los und umarmt Emily. »Es tut mir so leid Emily, aber du musst sofort Schottland verlassen, du bist in größter Gefahr.«

Ungläubig, mit weit geöffneten Augen starrt Emily Deenah an. »Aber warum? Was soll das alles? Woher wusstest du, dass ich gefangen gehalten wurde? Und wie hast du mich gefunden?« All die Fragen, die sie die ganze Zeit zurückhalten musste, purzeln nun aus ihrem Mund.

»Wir haben keine Zeit für Fragen Emily, du musst mir vertrauen. Bitte!« Ihr flehender Blick bohrt sich in Emilys Augen.

»Ich kann meine Heimat doch nicht einfach verlassen.«

»Bitte Emily, ich will nicht, dass dir etwas zustößt. Wenn man dich findet, wird man dich umbringen. Du bist eine Gefahr für sie.«

»Für wen Deenah, für wen bin ich eine Gefahr?« Ratlos sieht Emily Deenahs Kopfschütteln und wie sie die Schultern hebt.

»Und du?« Emily sorgt sich um ihre kleine Schwester, die hier zurückbleiben soll.

»Niemand weiß, dass ich dich da rausgeholt habe.«

Emily packt ihre Schwester an den Oberarmen. »Dee-

nah, sag mir bitte, warum das alles so ist! Das kann doch alles nicht wahr sein!«

»Ich weiß es nicht, ich weiß nur, dass du in größter Gefahr bist. Ich habe keine Ahnung warum.« Nun krallt Deenah ihre Finger in Emilys Oberarme. »Du musst weg von hier, weit weg.« Hastig holt Deenah ein großes Kuvert aus der Umhängetasche und öffnet es. »Hier hast du Bargeld, deinen Pass, ein Handy und eine Bankkarte. Die Karte lautet auf meinen Namen, und du kannst unbeschränkt Geld abheben. Der Code steht hinten drauf. Melde dich nicht, bei niemandem, auch nicht bei unseren Eltern oder bei mir, und vor allem nicht bei Dave. Ich weiß nicht, wer alles involviert sein könnte.«

Emily hält das Kuvert verständnislos in ihren Händen. »Dave? Aber wir lieben uns doch!«

Deenah zieht ihre Schultern hoch. In dem Moment gesellt sich ein junger Mann zu ihnen. Er ist klein, stämmig und breitschultrig. Auf der linken Halsseite windet sich eine Meerjungfrau bis hoch um sein Ohr. Auf seinem kahlrasierten Schädel sitzt eine Baskenmütze.

»Das ist Mike, ein Matrose, du kannst ihm vertrauen Emily. Lebwohl.« Die letzten Worte von Deenah dringen gedämpft an ihre Ohren. Verdattert sieht sie ihre Schwester davonlaufen. Emily ist nicht in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen. »Deenah!«, ruft sie ihr mit schwacher Stimme hinterher.

I

Fünf Jahre später

Silivy spielt vergnügt am Dorfbrunnen, der inmitten der Kleinstadt Ilanz steht. Die Luft ist lau an diesem Sonntagmorgen, trotzdem sind nur wenige Menschen unterwegs. Dennoch kann sich Emily, die auf einer nahegelegenen Bank sitzt, nicht auf ihr Buch konzentrieren. Diese Messengernachricht heute Morgen hat sie völlig durcheinandergebracht. Und immer wieder wirft sie ihrer Tochter besorgte Blicke zu. Dass die Kleine ihr nur ja nicht in den Brunnen fällt, oder womöglich auf die Straße springt. »Sei vorsichtig Silivy!«, ruft Emily ihrer Tochter zu, denn gerade versucht diese, auf die Brunnenbrüstung zu klettern. »Bleib schön unten, sonst fällst du mir noch rein!«

»Ja Mum.« Gehorsam stellt Silivy ihre Beinchen wieder auf den gepflasterten Untergrund und schlägt mit ihren Patschhändchen fest auf die Wasseroberfläche. Ein Schwall Wasser schwappt ihr ins Gesicht. Erschrocken schnappt sie nach Luft, streckt ihre Hände weit von sich und senkt ihr zuckersüßes Gesicht Richtung Boden.

Emily beobachtet wie ihre Tochter sich ihr mit erhobenen Ärmchen und nassem, verzerrtem Gesicht zuwendet, und anschließend ihr Kleidchen inspiziert. Wasser rinnt aus

ihren Zöpfchen, die seitlich an ihrem Kopf herunterhängen.

Unbeholfen versucht sie sich, das Nass von ihrem Gesicht und dem Kleid zu wischen. Emily legt genervt das Buch auf die Bank und eilt herbei. Silivy zieht eine Grimasse, den Tränen nahe.

»Ach Sily, jetzt bist du ganz nass.«

Nun kullern Krokodilstränen Silivys rosagefärbten Wangen runter.

»Nicht weinen, das ist doch gar nicht schlimm, das trocknet wieder. Komm, wir ziehen dir das Jäckchen über, damit dir nicht kalt wird.« Mit der einen Hand hält Emily Silivys Hinterkopf und mit der anderen wischt sie dem Mädchen mit einem Taschentuch das Gesicht trocken, windet ihre tiefenden Zöpfchen aus und führt sie an der Hand zur Sitzbank.

Noch immer schluchzend, lässt die Kleine sich die rosa geblümete Jacke überziehen. »Ich will nach Hause«, schnieft das Mädchen und setzt sich brav an Emilys Seite.

»Gleich Sily, wir müssen nur aufs nächste Postauto warten.« Ein wenig nervös schaut Emily auf die wenig befahrene Hauptstraße.

»Wann kommt denn das Postauto?«, quengelt Silivy. Sie stützt ihre Arme auf der Bank ab und schaut mit heruntergezogenen Mundwinkeln zu Emily hoch.

»Bald, hab noch ein wenig Geduld.« Das Buch, mit dem sie sich ablenken wollte, steckt sie wieder zurück in ihre Handtasche. Viel zu früh hat sie die Wohnung verlassen,

doch hatte sie es da kaum noch ausgehalten, und gedacht, die frische Luft täte ihr gut.

Soll sie vielleicht eine Runde drehen? Bis das Postauto kommt, dauert es noch eine gute halbe Stunde. Und mit einem lebhaften Kind hier so lange zu warten, strapaziert ihre Nerven noch mehr.

»Wann kommt das Postauto denn endlich?« Alle zwei Minuten wird sie nun die gleiche Frage zu hören bekommen. »Silivy, das Postauto hält da vorne neben dem Brunnen. Sobald es kommt, wirst du es sehen. Ok?« Ihr barscher Ton tut ihr im selben Moment leid. Um nicht noch ausfallender zu werden, steht sie auf und streckt der Kleinen die Hand hin: »Komm, wir laufen zum Kiosk.«

Mit einem Jauchzer springt das Mädchen von der Bank, hüpfte freudig von einem Fuß auf den anderen und klatscht in die Hände. Emily huscht ein Lächeln übers Gesicht, doch nur Sekunden später runzelt sie wieder ihre Stirn. Die Nachricht von heute Morgen will ihr einfach nicht aus dem Kopf gehen.

Ein wenig grob nimmt sie ihre Tochter an die Hand und läuft mit großen Schritten voran.

»Mum nicht so schnell. Autsch, du tust mir weh.« Erschrocken über sich selber, hält Emily inne. Wie kann sie nur. Ihre Tochter kann doch überhaupt nichts dafür, dass sie aufgewühlt ist. Beschämt geht sie in die Knie und haucht einen Kuss auf die Hand ihrer Kleinen, die sie zu fest gedrückt hatte. »Entschuldige Silivy, ich wollte dir nicht weh tun. Mum ist heute ein bisschen nervös. Es tut mir

leid.« Die Kleine nickt und schaut sie mit kugelrunden Augen an. »Bist du wegen mir nervös?«

»Aber nein, mein Schatz. Das hat überhaupt nichts mit dir zu tun.«

Silivy legt ihren Kopf schief in den Nacken. »Warum bist du denn nervös?« Weiß sie überhaupt, was das Wort bedeutet? Diese junge Dame kann sie manchmal ganz schön herausfordern. »Das kann ich dir jetzt nicht erklären. Los, jetzt holen wir uns ein Eis am Kiosk.«

»Au ja!« Bereits kurze Zeit später, hat Silivy ihre Frage scheinbar vergessen.

Emily muss sich gewaltig zusammenreißen, um ihre innere Unruhe verbergen zu können. Endlich am Bahnhof angekommen, betreten die beiden das kleine Lokal, das ihrer Tochter bestens bekannt ist. Denn dorthin, wo es Eis und andere Süßigkeiten gibt, lässt sie sich immer gerne locken.

Silivy steuert geradewegs die Kühltruhe an. Weil sie noch zu klein ist, um hineinzuschauen, hüpfte sie hoch und greift ungeduldig Emilys Shirt.

»Langsam, langsam.« Sie hebt ihre Tochter auf den Arm und lässt sie in die Goldtruhe schauen. »Welches Eis hättest du denn gerne?« Silivy zögert und zeigt dann entschlossen auf eine Eissorte.

»Das da.«

»Das Erdbeereis?«, fragt Emily. Freudig nickt Silivy. Ihre Augen glänzen wie zwei Sterne, während Emily die Schiebetür der Truhe öffnet und die kalte Süßigkeit hervorholt.

Silivys leuchtend blaue Augen, erinnern sie an deren Vater – ein Gedanke, und die Nervosität nimmt wieder überhand. Zusammen gehen sie zur Kasse und stehen hinten an.

Ungeduldig reißt Silivy das Papier von der Süßspeise, und hat ihr Eis auch schon von der silbrigen Ummantelung befreit, als sie vor der Kassiererin stehen. Nebst dem Speiseeis für Silivy, gönnt sich Emily eine Stange Pralinen.

Vor dem Kiosk setzen sie sich auf eine Brüstung gleich neben dem kleinen Laden. Genüsslich leckt Silivy an ihrem Erdbeereis, während sie sich ein Schokoladenstück nach dem anderen reinschiebt.

Silivys kurze Beinchen baumeln über die Brüstung und schlagen im Takt an den Beton. Sie hält das Eis mit beiden Händen fest und genießt offensichtlich die Leckerei.

Emily schweift mit ihren Gedanken ab. Das war nicht so geplant ... Bis zum heutigen Tag fühlte sie sich sicher, doch nun ... Was wenn er von ihr verlangt zurückzukommen? Wenn er damals involviert war, würde das nichts Gutes verheißen. Sie blickt starr auf die Straße. Was will er von ihr? Wäre es besser, gar nicht am vereinbarten Treffpunkt zu erscheinen?

Es schaudert sie. Tränen füllen sich in ihren Augen. Sie senkt den Kopf, schließt die Lider und atmet tief durch.

»Mum, ist dir nicht gut?« Silivy neigt ihren Kopf zur Seite und mustert ihr Gesicht mit großen Augen.

Rasch wischt Emily die salzigen Tropfen von den Wangen weg, und putzt sich die Nase. »Alles gut. Komm, wir laufen wieder zur Bushaltestelle beim Brunnen.«

»Aber ich habe das Eis noch nicht aufgegessen!«

»Das schaffst du auch im Gehen, wir müssen rechtzeitig wieder dort sein.« Während Emily ihre Tochter an die Hand nimmt, hüpfet der Spross vom Mäuerchen und folgt ihr gehorsam die langgezogene Straße hoch, vorbei an mehreren Läden und einer Kneipe. Weiter oben laufen sie an einem Blumenladen vorbei, dessen Gestecke und Skulpturen zum Kauf einladen. Silivy bleibt stehen und streicht über die Blütenpracht eines Gestecks, dann hüpfet sie zu einer Skulptur, die ein Herz darstellt. Vorsichtig berührt sie es. »Schau Mum wie schön, kaufen wir das?« Strahlend schaut sie zu Emily hoch.

»Nein, komm, wir müssen jetzt wirklich weiter!« Ohne weiter auf Silivy zu achten, läuft sie los.

Der Weg führt um eine Bankfiliale an der Straßenkreuzung vorbei zum Café sil Plaz. Davor steht eine Anzeigetafel des hinter dem Café liegenden Kinos. Wehmütig erinnert sich Emily an die Zeit in Schottland, als sie und Dave mindestens einmal im Monat in eine Filmvorführung gingen. Mit leerem Blick starrt sie auf die Werbung.

»Was machen wir hier Mum?« Silivy zieht an Emilys Arm und holt sie damit aus ihrem Tagtraum.

»Ähm... nichts.« Wieder dieser fragende Blick aus den hellblauen Augen der Kleinen. Was Emily nur noch unruhiger macht.

Sie greift nach dem Handy um nach der Uhrzeit zu sehen. Mit einem Seitenblick zu Silivy tadelt sie das Mädchen: »Dein Eis tropft, sieh mal, du bekleckerst den Geh-

weg.« Über die kleine Hand bahnt sich die geschmolzene Flüssigkeit und tropft auf den Boden.

Silivy streckt ihr Ärmchen nach vorne, und Emily nimmt ihr das Eis aus der Hand und leckt es so weit ab, dass nur noch wenig davon aus dem Biskuit ragt. Was ihre Tochter nicht gerade zu erfreuen scheint. Mit heruntergezogenen Mundwinkeln begutachtet sie das Malheur, bleibt jedoch stumm. Mit einem Taschentuch putzt Emily der Kleinen die klebrige Zuckermasse von den Händchen. »Komm wir müssen weiter, am Brunnen können wir uns die Hände waschen.« Ohne die Kleine zu beachten, läuft Emily voran, am Café und der Bastelboutique vorbei zum Fußgängerübergang, wo sie auf Silivy wartet. Zögerlich folgt Silivy ihr.

»Na komm schon.« Fahrig mahnt sie ihre Tochter, einen Gang hochzuschalten.

Ein gelbes Postauto nach dem anderen fährt nun vorbei, und alle halten beim Brunnen.

Emily und Silivy haben sich gerade die Hände gewaschen, als Dave, ihr Exfreund, aus einem der gelben Riesen steigt. Ihr Herz rast, aber als seine eisblauen Augen sie erfassen, bleibt es beinahe stehen. Ein kalter Schauer durchströmt ihren Körper. Gänsehaut bildet sich auf ihren Armen.